

Kultur & Gesellschaft

Im Abendrot der besten aller Welten

Der Jazzsaxofonist Charles Lloyd lässt mit seiner spirituellen Musik beim Zuhörer die Sonne auf- und untergehen. Im Moods spielte er vor seiner Zürcher Gemeinde und sprach über Kunst, Kollegen und Drogen.

Christoph Merki

Jemand schluchzt in der Dunkelheit. Was geht hier vor? Man sitzt am Sonntagabend im Zürcher Moods, ist versunken in den Film «Arrows into Infinity», eine Doku über Charles Lloyd, diesen heute 76-jährigen Saxofonisten, der zurzeit mit Musikern wie dem Pianisten Jason Moran spielt, welcher von den Konzerten mit Charles Lloyd sagt, diese seien gar keine Konzerte, sondern spirituelle Erfahrungen - man sitzt also im Film über Charles Lloyd, und jemand schluchzt.

Der da schluchzt, ist Lloyd selbst. Der grosse Musiker sitzt mit seiner Frau Dorothy Darr, die auch die Regisseurin von «Arrows into Infinity» ist, im Publikum, das Beret tief ins Gesicht gezogen, die Augen unter dunkel getönten Gläsern versteckt. Als sein alter Weggefährte, der 2001 verstorbene Schlagzeuger Billy Higgins, in einer längeren Filmsequenz erschien, da ging das Lloyd ans Herz.

Zwei Tage war Charles Lloyd zu Gast im Moods, am Montag für ein Konzert, tags zuvor für die Präsentation des Dokufilms - samt Talk: Das Publikum stellte Lloyd dabei anregende Fragen, Lloyd hat offenbar eine Gemeinde in Zürich, die über ihn gut informiert ist.

Kein Wunder bei den vielen Alben, mit denen sich der Saxofonist, der auch oft Querflöte spielt, in die Herzen einer breiten Hörerschaft gespielt hat seit den Sechzigern. Da ist allen voran natürlich «Forest Flower», der Livemitschnitt eines Konzertes vom 18. September 1966 beim Monterey Jazzfestival; in Lloyds Quartett spielte damals auch der blutjunge Keith Jarrett. Über eine Million Mal wurde das Album verkauft.

Mit Jazz die Massen erreicht

Beim Hören der Platte spürt man noch heute etwas von der Atmosphäre von damals. Lloyd lässt auf dem Album die Sonne aufgehen schon im ersten Stück, «Sunrise»: Lloyd spielt mit majestätischem Saxofonten den Herrn des Wettergeschehens. Etwas später lässt Lloyd die Sonne dann auch wieder untergehen. In «Sunset» spielt die Musik minutenlang anmutig auf einem einzigen Akkord, in reinstem C-Dur, Lloyd haucht die Töne, Jarrett zupft im Inneren des Flügels zart die Saiten. Man fühlt sich im Abendrot der besten aller Welten.

Im Film «Arrows into Infinity» sieht man nun, in welchem Setting die berühmte Musik vom Monterey Festival spielte. Es war die Zeit, als Lloyd mit seinem Jazz, den viele damals als «psychedelic free improvisation» ansahen, nicht nur die Jazzhörerinnen und -hörer erreichte, sondern die grosse Rockgemeinde.

Als erste Jazzgruppe spielte Lloyd 1967 auch im Fillmore West, dem Rocktempel in San Francisco, und fesselte Tausende junge Leute. «In den Sechzigern wurde kulturell unheimlich viel geboren», erinnert sich Lloyd vor dem Publikum im Moods. Die Siebziger und Achtziger seien dann dünner, flacher gewesen, sagt er. Und lächelt. Er sei damals ohnehin weggetreten, denn er habe seine Batterien aufladen müssen.

Der Drogenruin

«Ich liebe ekstatische Zustände», sagt Lloyd, «aber wenn du high sein willst, musst du den Preis bezahlen.» Einem andern Solitär am Saxofon ähnlich, Sonny Rollins, lebte Lloyd lange zurückgezogen. Ein Cocktail aus allen möglichen Substanzen hatte ihn ruiniert. Koks, LSD, anderes mehr. Lloyd verschwand für rund fünfzehn Jahre im kalifornischen Big Sur. Gut, er habe ein wenig mit den Beach Boys gespielt damals, erzählt er. «Mike Love unterstützte mich, als ich knapp an Geld war. Die Beach Boys lebten in fantastischem Reichtum.» Mit der Zeit sei er auf Distanz gegangen, der Weg habe ihn nach innen geführt.

So wanderte Charles Lloyd in den Wäldern, tauchte in die indische Spiritualität ein, lehrte selber transzendente Meditation. «Amerika ist ein religiöses Land, aber kein spirituelles Land», erklärt Lloyd im Moods. «Ich habe indianische Vorfahren, die meisten von ihnen



Bei Charles Lloyds glutvollem Saxofon-Gesang fällt einem alles ein, nur nicht Notenpapier. Foto: Leon Morris (Redferns, Getty Images)

wurden umgebracht. Mich befremdet vieles, was in der amerikanischen Kultur passiert ist. Ich wandte mich nach Osten, fand in der östlichen Philosophie viel Übereinstimmung mit der Spiritualität meiner Ahnen.»

Ob es nun etwas mit dieser Spiritualität zu tun hat, dass die Musiker, die in den letzten Jahren mit Charles Lloyd musizierten, eben etwa Jason Moran, die Arbeit mit Lloyd als religiös aufgela-

den empfanden? Seit seiner Rückkehr in die Szene in den Achtzigern hat Lloyd über ein Dutzend Alben aufgenommen, von «Notes from Big Sur» (1992) bis hin zum fantastischen «Mirror» (2010), Letzteres mit Moran, dem Kontrabassisten Reuben Rogers und dem Drummer Eric Harland.

Man höre auf diesem Album einmal «Caroline, No», den Klassiker der Beach Boys. Lloyd singt die Melodie auf dem

Saxofon so glutvoll, wie er einst die Melodien auf «Forest Flower» sang. Er kümmert sich um keinerlei Taktstriche, lässt sich in seiner Ausdruckskunst nicht beschränken. Und frei zerdehnt auch die Rhythmusgruppe das Akkordgeschehen. Das Ganze ist so natürlich, so ungekünstelt aus sich heraus gespielt, dass einem alles dabei einfällt - nur nicht Notenpapier.

«We are in service»

Und es ist von einem Spirit durchdrungen. Lässt sich das Zustandekommen solcher Musik erklären? «Man kann über diese Dinge eigentlich nicht sprechen», sinniert Lloyd im Moods, und er blickt gleichsam nach oben: «Ich verbeuge mich vor dem Schöpfer. Ich bin dankbar, dass die Musik immer noch durch mich fliesst.»

Zuletzt spricht Lloyd im Moods noch einmal von Billy Higgins, seinem Seelengefährten. «Higgins war Muslim. Und immer hat er zu mir gesagt: «We are in service.»»

Dorothy Darr: *Arrows into Infinity* (erscheint als DVD Ende Juli bei ECM).

Videos Trailer zum Dokfilm über Lloyd und Konzertaufnahme



lloyd.tagesanzeiger.ch

Leser fragen

Was taugt das Täter-Opfer-Schema?

Meine Fragen ranken sich um das Denkmuster «Opfer - Täter». Wann ist es sinnvoll, weil es Klarheit schafft, um eine Destruktivität einer Beziehung zu erkennen und die nötigen Konsequenzen zu ziehen? Und wann zementiert es die Destruktivität, indem das sogenannte «Opfer» seine eigenen Anteile nicht reflektieren muss und somit befreit ist von der Übernahme von Verantwortung für eigene «Täteranteile»? S. R.

Liebe Frau R.

«Wer als Werkzeug nur einen Hammer hat, sieht in jedem Problem einen Nagel.» Paul Watzlawicks Satz gilt auch für das beliebt gewordene Täter-Opfer-Paradigma. Wer keine anderen Kategorien zur Verfügung hat, muss die Menschen und schliesslich selbst noch seine eigenen Täter- und Opfer-«Anteile» in diese beiden Kästchen packen. Bei Straftaten, bei denen es einen Geschädigten gibt, ist es sinnvoll, von Täter und Opfer zu sprechen. (Man kann aber auch Opfer werden, ohne dass es einen Täter gibt - etwa wenn man am Strand von einer grossen Welle erwischt wird und ertrinkt.)

Je umfassender und unschärfer freilich das Begriffspaar angewendet wird, und je mehr es mit ideologischen Annahmen über strukturell und überindividuell vorgegebene Täter-Opfer-Verhältnisse aufgeladen ist, desto unbrauchbarer wird es. Das Schema eignet sich weder zur Analyse komplexer gesellschaftlicher noch ganz privater Verhältnisse - es sei denn, man klopft sich seinen Gegenstand jeweils so lange zu recht, bis er aussieht wie ein Nagel und damit hammertauglich geworden ist.

Beliebt ist der Vorwurf, es würden Opfer zu Tätern gemacht, wenn jemand lediglich die Brauchbarkeit des Schemas infrage stellt - z. B. für die Analyse destruktiver, sadomasochistischer Beziehungsformen. Man versteht die Welt nicht besser (und verändert sie auch nicht zum Guten), wenn man sie zu einem allumfassenden Straftatbestand umdeutet. Diese Tendenz aber besteht: Man entdeckt laufend Dinge, die einem nicht gefallen (das berichtigte Sexting zum Beispiel), und fordert nun in konsequenter Anwendung einer umfassenden Täter-Opfer-Logik, dass wir endlich neue Gesetze brauchen, welche die neuen Opfer vor den neuen Tätern

Peter Schneider

Der Psychoanalytiker beantwortet jeden Mittwoch Fragen zur Philosophie des Alltagslebens.



Senden Sie uns Ihre Fragen an Gesellschaft@tagesanzeiger.ch

schützen. Die Forderung nach einem andauernden Ausbau des Strafgesetzbuches und die Beliebtheit des Täter-Opfer-Diskurses sind die zwei Seiten einer Medaille. Und die grassierende Täter-Opfer-Logik die zeitgenössische säkulare Variante des Manichäismus: der spätantiken und frühmittelalterlichen Lehre von der absoluten Gegnerschaft eines guten und eines bösen Prinzips.

Buchtipps

Kulinarische Sommeroasen

Wo kann man in Zürich draussen stimmungsvoll geniessen? Gerade ist der Restaurantguide «Gartenrestaurants in und um Zürich» erschienen, darin sind über 100 Sommeroasen nach Kriterien wie Ambiente und Küche bewertet. Es hat viele Aussenlokale dabei, in denen man an heissen Abenden gern zusammen is(s)t: das Italia in der Zürcher City etwa; aber auch der Taggenberg bei Winterthur und das Albishaus auf der gleichnamigen Bergkette. Am besten gefällt die Zusatzrubrik «Wenn doch nur...», in der sich der Autor ein paar Zeilen Kritik erlaubt. Beim Terrasse am Zürcher Bellevue steht: «... die dreispurige Strasse zwischen Garten und Limmat nicht wäre». (boe)

Claus Schweitzer: *Gartenrestaurants in und um Zürich*. Werd-Verlag, Thun 2014. 234 S., ca. 35 Fr.